

Seabirds

AUF DEM MEER ZUHAUSE

~ ROMAN ~

1. AUFLAGE 2021

Erschienen im Selbstverlag

Adresse der Herausgeberin:
Stefanie Leistner
Verdistrasse 4
14558 Nuthetal

Copyright des Textes © Stefanie Leistner

Covergestaltung, Satz und Illustrationen:
© Gunther Schumann

Papier: Munken Print Cream 18, 90g



Druck und Bindung: GRASPO CZ, Tschechien

Bestellung und Vertrieb: Nova MD GmbH, Vachendorf



**MIT SEABIRD
DIE WELT ENTDECKEN...**

1. BADEWANNE MITTELMEER

Joseph: Im Flugzeug zur Arbeit

Die Symbole der geschlossenen Anschnallgurte leuchteten Rot über unseren Köpfen. Mit einem Klack ließ ich die Schnalle vor meinem Bauch einrasten. Nur noch wenige Minuten. Seit Tagen konnte ich es kaum erwarten. Spielerisch drehte ich den schmalen Goldring um meinen Finger. 375 Gelbgold, etwas Besseres konnten wir uns nicht leisten, damals mit Anfang 20, als Nataša eine lebenslange Rolle als Hausfrau und Mutter einforderte.

Langsam lief eine junge Stewardess den Mittelgang entlang. Vor sich hielt sie einen schwarzen Plastiksack. Prüfend huschte ihr Blick die einzelnen Sitzreihen entlang. Ihr brünettes Haar war zu einem strengen Dutt hochgesteckt, was ihr ein gewisses Maß an Reife und Autorität verlieh. Dabei konnte sie kaum älter als 23 Jahre sein. Ihre Uniform stand ihr ausgezeichnet. Ein dunkelblauer Rock, der sich eng um ihre schmale Taille bis zu den spitzen Knien schmiegte. Kurzes Jacket, weiße Bluse. Sicher Maßanfertigungen. Daran hätten sich unsere Schneider ein Beispiel nehmen können.

Ohne mich anzuschauen, griff sie nach meinem Pappbecher und ließ ihn in den Müllbeutel fallen.

„Sir, bitte klappen Sie jetzt ihr Tablett nach oben.“

„Aber gerne“, erwiderte ich mit weicher Stimme. Zu gern hätte ich ihr direkt ins Ohr geschnurrt, ihren strammen Po gestreichelt und sie mit einem kleinen Klaps zum Jauchzen gebracht. Stattdessen presste sie nur kurz ihre roten Lippen zusammen, was ihre Mundwinkel nach oben trieb. Nicht mehr als ein müder Höflichkeitsreflex.

Hier war ich nur ein gewöhnlicher Passagier. Nichts, das mich markant hätte hervorheben lassen. Kein stählerner, durchtrainierter Körper, kein besonders anmutiges Gesicht. Nur ein stoppliger dunkler Bart, der buschiger gewachsen wäre, wenn ich nicht genetisch von einer Linie haarausfallbelasteter, dickbüchiger Männer abstammen würde. Auf dem Schiff spielte das jedoch alles keine Rolle.

Seit drei Jahren waren die Ozeanriesen von Seabird meine zweite Heimat. Seit wir – Nataša, unsere Yasmina und ich – einen Urlaub in Kroatien gemacht hatten. Die Reise ans Meer sollte mich aufheitern. Ich hatte gerade meinen Job verloren, da nach dem Beitritt Rumäniens zur EU hunderte von Polizeibeamten aufgrund von Korruptionsverdacht entlassen wurden, inklusive mir. Frustriert nach monatelanger Arbeitssuche stand ich am Strand von Dubrovnik und sah dieses riesige Schiff mit der aberwitzig grinsenden Möwe auf dem Bug. Kreuzfahrtschiffe kannte ich bisher nur von der Fernsehwerbung. Sie waren für mich der Inbegriff von Luxus, der Weg in ein Leben mit mehr Abwechslung und Aufregung. Zu meiner Überraschung hatte Nataša meinem Vorschlag nichts entgegenzusetzen, sie war froh über einen Ausweg aus unserer finanziellen Misere.

Das Flugzeug rüttelte, mein Kopf fühlte sich an als steckte er im Beutel unseres Vakuum-Schweißgerätes. Mit der Fingerkuppe fuhr ich die kleinen Kratzer auf meinem Ehering entlang. Zwei fast parallele schmale Rillen, die entstanden, als ich vor Jahren unseren Mixer reparierte. Daneben eine winzige Delle vom Aufprall des Toilettendeckels, den mir unser dreijähriger Sohn aus Versehen auf die Hand knallte, während ich versuchte, die von



ihm ins Klo gestopfte Papierrolle aus dem Abfluss zu puhlen.

Die Klappen der Tragfläche neben mir senkten sich ab. Ungeduldig rutschte ich auf meinem Sitz hin und her. Längst befanden wir uns unterhalb der Wolkengrenze. Auf dem Boden ruhte ein unregelmäßiges Gewebe aus Straßenzügen, nur ab und zu unterbrochen von grünbraunen Freiflächen. Direkt daneben lag das Meer. Dunkles Türkis durchzogen von weißen Wellenkämmen, wie das Fell eines riesigen Tieres. In der Hoffnung, einen ersten Blick auf das Schiff zu erhaschen, wanderten meine Augen die Küste entlang. Abseits der Stadt, umgeben von tosenden Wellen entdeckte ich mehrere weiße Punkte. Einer davon musste es sein. Das war mein Zeichen, der erste Anblick, mein Vertrag hatte begonnen.

Ich öffnete den Verschluss meiner Halskette, legte sie auf meinen Schoß und zog mir den Ehering vom Finger. Das erste Stück musste ich ziemlich an ihm zerren, doch dann rutschte er mühelos über das Gelenk bis zur Spitze meines Fingers mit der gleichen Leichtigkeit, mit der unsere Kinder sonst die rote Plastikrutsche im Garten hinuntersausten. Sorgfältig fädelte ich den Ring auf die Kette. Wie ein Erhänger baumelte er neben dem kleinen goldenen Kreuz von meiner Handfläche herab. Für die nächsten Monate würde er im Etui meiner Sonnenbrille auf das Ende meines Vertrages warten müssen.

Wieder rüttelte das Flugzeug mehrere Male. Irgendwo weiter vorn schrie ein Kind ängstlich auf. Ich steckte das Etui in die Brusttasche meines Polohemdes. Dann setzten wir mit einem einzigen Ruck auf die Landebahn auf.

Als ich im Flughafenterminal am Gepäckband ankam,

hatte sich bereits eine Traube von Passagieren gebildet. Obwohl sich das Band noch nicht bewegte, fixierten die Fluggäste das Ausgabeloch wie ein Fuchs den Kaninchenbau. Mittlerweile kannte ich sie, die Urlauber dieser Welt. Jeder Moment ihres Feriendaseins barg das Potential zur Erholung, deshalb durfte keiner verschwendet werden, schon gar nicht mit unnötigen Dingen wie Warten oder Schlange stehen. Vielleicht würde ich einige der Fluggäste sogar auf dem Schiff wiedertreffen, wo sie mich mit der gleichen Intensität hinter der Bar anstarrten, wie jetzt das sich in Gang setzende Gepäckband.

Ich stellte mich neben die Traube und beobachtete, wie sich einzelne Koffer nach und nach durch den schwarzen Lammenvorhang drängten. Fast alle hatten die gleichen Ausmaße. Wahrscheinlich hatte jeder die zwanzig Kilo Gewichtsgrenze bis auf das letzte Gramm ausgenutzt, auch noch das fünfte Reserve-T-Shirt eingeckt, ohne dabei an die Männer zu denken, die in gebückter Körperhaltung mit schweißtropfenden Gesichtern unsere Taschen im Flugzeug-Laderaum gestapelt hatten.

Immerhin hatte ich nicht nur für vierzehn Tage gepackt. Ein Gepäckstück für sechs Monate. Mehr war nicht erlaubt. Mehr brauchte ich nicht. Die meiste Zeit würde ich Arbeitskleidung tragen. Jeden Morgen ein weißes T-Shirt und Shorts, abends ein schwarzes Hemd mit Hose und Gürtel. Am zweiten Reisetag ein kariertes Hemd, am vierten ein geblümtes. Schwarz, kariert, schwarz, geblümmt, schwarz – der Rhythmus einer Woche. Das Schiffsleben besaß keine Wochentage, es hatte Destinationen und Mottoparties: 90er Jahre Dancefloor,

Beachparty auf dem Pooldeck mit Pina Colada und Bananenshake, Alpenfest mit Weißbier. Die Urlauber kamen und gingen, doch unsere Welt, dieser Rhythmus, blieb.

Endlich presste sich meine große blaue Tasche durch den Vorhang. Ich hievte sie vom Band und zwang mich hinaus zum Ankunftsterminal. Hinter einer Schiebetür warteten mehrere Menschen auf die Ankömmlinge. Zwischen ihnen suchte ich nach einem Schild, das meinen Namen trug. Nie hätte ich mir früher erträumen lassen, dass mich mal ein Fahrer zur Arbeit kutschieren würde, doch die Kreuzfahrtgesellschaft tat das für alle ihre Angestellten. Am hinteren Ende der Wartenden entdeckte ich einen älteren Mann. In seinen Händen hielt er ein weißes Schild mit meinem Namen: Joseph Kaputh. Es hatte begonnen.

*Eheringe sind die blinden
Passagiere der Kreuzfahrt-
gesellschaften. Nie gesehen,
doch fast immer vorhanden.*



Maya: Übler Seegang

Alarmiert riss ich die Augen auf. Im Bauch des Schiffes hatte es heftig gerumst. Ein ohrenbetäubendes Krachen. Gedanken von Eisbergen und Leonardo DiCaprio, der sich an eine Holztür klammert, blitzten durch mein Gedächtnis. Ich lag im Bett, die Rettungsweste befand sich genau unter mir. Verunsichert starrte ich in das Dunkel meiner fensterlosen Kabine und wartete auf das Notfallsignal.

Währenddessen schaukelte das Schiff von links nach rechts. Der Vorderteil erhob sich, preschte über eine Welle und senkte sich wieder ab, um sogleich das Hinterteil in die Höhe zu strecken. Das laute Rauschen und Gluckern machte mir zum ersten Mal bewusst, dass ich mich tatsächlich unterhalb des Meeresspiegels befand. Langsam kam ich zur Besinnung. Trotz meiner bescheidenen geografischen Kenntnisse wurde selbst mir klar, dass es im Mittelmeer eher unrealistisch gewesen wäre, auf einen Eisberg zu laufen. Somit blieb auch die Notfallsirene aus. Trotzdem hörte ich etwas Ungewöhnliches neben mir, ein leises Klimpern. Ich zog den Vorhang meines Bettes beiseite und schaltete das Licht an. Auf dem Schreibtisch kullerte ein Bleistift im Takt der Wellen von einer Seite zur anderen. Benommen beobachtete ich den Tanz des Stiftes.

Das konstante Schaukeln irritierte mein Körpergefühl. An der Stelle, an der mein Gehirn üblicherweise mehr oder weniger beeindruckende kombinatorische Denkleistungen vollführte, befand sich nur noch Watte. Zarte,

flauschige Watte aus verknoteten Gehirnwindungen, die das Voranschreiten von Gedanken pufferte und alles dumpf erscheinen ließ. Dennoch fühlte sich mein Körper alles andere als leicht an. Schwer wie eine Bleikugel lastete mein Kopf auf meinem Nacken. Der Kontrast aus federleichtem Inhalt und tonnenschwerer Hülle erzeugte ein pochendes Kopfschmerzgefühl, das sich später als typisches Symptom bei erhöhtem Seegang herausstellen würde.

In die hypnotische Beobachtung des kullernden Stiftes mischte sich ein unbeliebter Störenfried: Mein Wecker. Selten hatte ich sein Geräusch so verachtet. Jedes Piepen war ein mentaler Schubs aus dem Bett. *Steh auf. Steh auf. Steh auf.* – schrie er wie das tobende Publikum einer Boxveranstaltung. Träge zog ich mich an der Stufenleiter auf die Beine.

Das obere Bett war wie immer leer. Ich hatte Jessica, meine Mitbewohnerin, bisher nur einmal gesehen. Ihr Freund hatte als Manager der Elektrotechnischen Abteilung eine große Offizierskabine mit Meerblick. Dafür hatte ich unsere kleine Kabine für mich.

Ich hielt mich an ihrem Bett fest und plante die nächsten Schritte, deren methodische Aneinanderreichung mich hoffentlich zu meinem eigenen Arbeitsplatz in die Galerie führen würden. Es war ein wichtiger Tag, der Tag meiner ersten Kunstauktion und mein Magen schaukelte im Takt des Schiffes wie das Pendel einer Standuhr. Eigentlich mochte ich nicht an Essen denken, doch Valerie, meine Chefin, hatte mir mehrmals geraten, meinem Verdauungstrakt bei Seegang eine Aufgabe zu geben.

Blasse Gesichter saßen vereinzelt in der Kantine über

ihren Frühstückstabletts, nicht einmal die Hälfte der Tische war besetzt. Wie immer gesellte ich mich in die sogenannte deutsche Ecke.

Obwohl die verschiedensten Nationen auf dem Schiff zusammenarbeiteten, herrschte in der Kantine eine inoffizielle Sitzordnung: In der einen Ecke die in blau gekleideten Techniker, die meist aus Rumänien oder Kroatien stammten, das Housekeeping in gelber Arbeitskleidung aus den Philippinen oder Indonesien in der Mitte, Köche in Weiß, Barkeeper in Schwarz, das Showensemble und die Musiker in ihrer Privatkleidung. Da fast alle gemeinsam mit ihren Kollegen zum Essen gingen, glich die Sitzverteilung einer schiffsinternen Landkarte, bei der die Farben der einzelnen Nationen durch die Farbe der Arbeitsuniform bestimmt wurde. In der deutschen Ecke saßen alle, die besonders viel Kontakt mit den Gästen hatten: Reiseführer, Rezeptionisten, Shopmitarbeiter und viele andere. An diesem Morgen waren jedoch nur Silvie, die Friseurin aus dem Spa-Bereich und Maik, der Fitnesstrainer, vertreten.

„Boa, mir ist schlecht“, jammerte Silvie als ich mich setzte. Theatralisch schmiss sie ihren Löffel auf das Tablett und sackte gegen die Stuhllehne. Ihr wasserstoffblonder Pferdeschwanz baumelte im Rhythmus der Wellen. „Wart ihr schon oben?“, fragte Maik daraufhin. Ich schüttelte mit dem Kopf, während Silvie sich über den flachen Bauch strich.

„Hier unten geht's noch halbwegs“, Maik kratzte sich mit der Hand an einem von zwei Brustmuskeln, die sein schwarzes T-Shirt in Spannung hielten. „Aber wartet bis ihr oben seid: Die reinste Achterbahnhfahrt! Wir haben

eben die Laufbänder gesperrt und alle Kurse abgesagt.“ Zögerlich knabberte ich an einem Toast.

„Heute früh hat sich schon eine beim Yoga übergeben“, fuhr Maik fort, „Direkt von der Kerze zum Kotzen. Natürlich schön auf unsere Matte.“ Er zog eine angewiderte Grimasse. „Schon als ich letzte Nacht gesehen habe, dass das Housekeeping Kotztüten in die Passagiertreppenhäuser hängt, war mir klar, dass heute kein guter Tag wird.“ Plötzlich sprang Silvie auf. Ihre blasse Gesichtsfarbe hatte einen grünlichen Schimmer angenommen. Hektisch drehte sie sich um und rannte ohne ein weiteres Wort aus der Kantine heraus.

„Und die nächste“, kommentierte Maik gelassen. Ich spülte einen Eierbrocken mit einem großen Schluck Tee herunter und strich mir nun selbst über den Bauch. Dann krachte es nebenan in der Küche. Ein hoher Tonfall, Metall auf Metall, gefolgt von männlichem Geschrei. Zwei Parteien brüllten sich in einer mir unverständlichen Sprache gegenseitig an. Das immense Krachen vom Morgen kam mir in den Sinn.

„Hast du das vorhin gehört? Klang fast, als wären wir auf Grund gelaufen.“

„Ach, heute rumpelts doch überall. Wenn hier irgendwas auf Grund läuft, dann unser Mittagessen.“ Maiks Kinn deutete zur Küche. „Einige sind einfach zu blöd, ne Schnalle zu befestigen. Dabei ist das doch gar nicht so schwer.“

Da hatte er einen Nerv getroffen: Hatte ich alle Kunstwerke sicher verstaut? Sämtliche Seile und Netze gut befestigt? Kalter Schweiß presste sich auf meine Stirn. Nicht auszudenken, wenn der Bronzeakt, den ich am Vorabend

ins Lager geräumt hatte, sich gerade wie eine weibliche Kanonenkugel ungehindert in die Leinwände schleuderte.

Prompt verabschiedete ich mich und eierte in Schlangenlinien aus der Kantine hinaus, hin zum Fahrstuhl. Ein weiterer meiner unzähligen Anfängerfehler! Denn nicht ohne Grund nahm bei Seegang, wer konnte, die Treppe. Das heftige Schwanken des Schiffes brachte auch den Fahrstuhl in seiner Aufhängung zum Schaukeln. Mit verschwitzten Händen klammerte ich mich an die silbernen Haltestangen und schluckte mehrmals eine größere Menge Speichel herunter. Der Tee, den ich eben getrunken hatte, schwappte deutlich in meinem Magen. Das letzte Mal als ich mich so in einem Fahrstuhl gefühlt hatte, war ich sechs Jahre alt. Ich hatte meine Mutter überredet, auf dem Jahrmarkt mit mir ins Horrorhaus zu gehen, in dem es unter anderem den Aufzug zur Hölle gab. Ein rüttelnder Metallkasten, dessen Wände auf jeder Etage klaustrophobisch näherkamen, während sich die Temperatur unermesslich steigerte. Lieber auf einer Holztür im offenen Meer als gefangen in einer Rüttelbox, dachte ich schließlich, als sich die Türen endlich auf Deck zehn öffneten und ich wie ein schmelzender Eiswürfel aus dem Cocktailshaker glitt.

Schwindelig lehnte ich mich an die erstbeste Wand. Und sofort wurde mir klar: Maik hatte Recht gehabt. Der Schwankradius war hier oben wesentlich größer als im unteren Crewbereich. Wurde ich in die eine Richtung regelrecht gegen die Wand gedrückt, musste ich mich beim Schwanken in die Gegenrichtung gegen den Boden stemmen, um nicht nach vorn zu fallen.

„Da bist du ja“, rief Valerie fröhlich. Türkis fließendes



Seidenkleid, roter Nagellack. Das Klacken ihrer roten Riemchenschuhe hallte auf dem Stahlboden, während sie ein Rednerpult den Gang entlang in meine Richtung schob. Wie sie selbst unter diesen Umständen High Heels tragen konnte, war mir ein absolutes Rätsel.

„Bereit für unsere erste gemeinsame Auktion?“ Euphorisch nahm sie einen hölzernen Hammer vom Pult und hielt ihn in die Höhe. Die nächste Welle irritierte jedoch auch ihr Gleichgewicht, sodass sie sich auf der Stelle stöckelnd mit beiden Händen an das dunkle Holzpult stützte. „Was für ein Seegang heute. Hoffentlich kommt überhaupt jemand. Die meisten liegen bestimmt reihernd in ihren Kabinen.“ Ihre eisvogelblauen Augen musterten mich. „Ach Gottchen, ist dir etwa auch schlecht?“ Ich zuckte mit den Schultern.

„Geht so.“ Auf gar keinen Fall wollte ich mir die Blöße geben, eine unerfahrene Landratte zu sein. Ganz besonders nicht vor ihr, der Tochter eines nordfriesischen Fischers, die ihr halbes Leben auf dem Wasser verbracht hatte.

„Ist das nicht wunderbar?“ Sie war vor dem großen Galeriefenster stehen geblieben. Funkelnd türkises Wasser türmte sich um uns herum zu riesigen Wellenkämmen. Fasziniert beobachtete ich das tosende Schauspiel. Es war mein erster Blick nach draußen an diesem Tag und erst jetzt, unter diesem optischen Eindruck, begriff mein Verstand, dass das Schaukeln und meine räumliche Desorientierung nicht durch eine mysteriöse Aufhebung der physikalischen Naturgesetze, sondern tatsächlich durch das Auf und Ab des Wassers hervorgerufen wurden.

Und dann kam mir wieder der Bronzeakt in den Sinn. Unter welchem Vorwand würde ich mich ins Lager

schleichen können? Sämtliche Kunstwerke für die Auktion hingen bereits in der Galerie. Als hätte Valerie meine Gedanken gelesen, sagte sie genau in diesem Augenblick: „Ich bin übrigens eben durch die Lager gegangen.“ Sie öffnete den Dokumentenschrank und blätterte in einer Mappe. Mein Magen verkrampfte sich zu einem schmerzenden Bündel. Was hatte sie im Lager gesehen? Würde ich wieder von Bord geschmissen, noch bevor ich meinen Job richtig angetreten hatte? Anstelle einer Schadensmeldung fischte sie die Auktionsliste aus der Mappe und legte sie auf das Rednerpult. Als sie mir ins Gesicht blickte, kicherte sie wissend.

„Keine Sorge. Sitzt alles bombenfest im Lager, gut gemacht!“ Sie nickte mir zu und schob das Auktionspult weiter zum Theatersaal. Erleichtert atmete ich auf. Jetzt musste ich nur noch meine erste Auktion meistern. Auf wankendem Boden teure Leinwandarbeiten präsentieren, dabei immer schön lächeln und vor allem: nicht auf die Bühne kotzen. Ich schluckte erneut.

Doch in der Tat verlief die erste Hälfte der Versteigerung reibungslos. Valérie stand in der Mitte der Bühne am Rednerpult, neben ihr auf einer Staffelei befand sich das jeweils zu versteigernde Kunstwerk. Angestrengt folgte ich ihren Ausführungen zu den Arbeiten: Beeinflusst vom japanischen Holzschnitt, Tiefdruckverfahren auf handgeschöpftem Büttengeschnitten Papier, mit Acrylglas versiegelt. Zum Ersten, zum Zweiten, zum Dritten. Nach jedem Abschlag schaltete ich die digitale Präsentation auf der großen Bühnenleinwand zum nächsten Kunstwerk um und tauschte das Original auf der Staffelei neben Valérie aus. Dazwischen beschränkte sich meine Aktion auf sinnloses Her-

umstehen am äußeren Bühnenrand. Diese Aufgabe, das bloße Dastehen, das ich unter anderen Umständen überhaupt nicht als Aufgabe bezeichnet hätte, bereitete mir die größte Herausforderung. Denn durch das starke Schaukeln erschien mir die Erdanziehungskraft mindestens drei Mal so stark wie normalerweise zu sein. Nicht Blut, sondern Beton drückte in meinen Adern und zog mich mit seinem Gewicht nach unten. Am liebsten hätte ich mich direkt auf den Bühnenboden gelegt.

Um mich abzulenken, betrachtete ich die einzelnen Zuschauer. Ganz nach Valeries Prognose waren nicht viele zur Vormittagsauktion erschienen. Ungefähr 30 Personen saßen vereinzelt auf den drei Rängen, die bei den Bühnenshows weit über eintausend Passagiere fassen konnten. Ein Zuschaueraufkommen, das ich bei einer Kunstauktion allerdings nie erlebt habe, selbst an einem Regentag kamen maximal ein paar Hundert Leute.

Anders als bei Auktionen an Land hatte sich kaum einer der Gäste besonders schick gekleidet. Trotzdem hätten sie unterschiedlicher nicht aussehen können. Zwei Frauen, eine mit wasserstoffblond, die andere mit feuerrot gefärbten Haaren in Blusen aus Leinenstoff. Ein Vater und sein kleiner Sohn in verwaschenen T-Shirts und olivfarbenen kurzen Hosen mit aufgenähten Seitentaschen, in denen ich unter anderen Umständen Schweizer Taschenmesser, Senkleie und Ersatzköder vermutet hätte. Im kompletten Kontrast dazu saß neben ihnen ein älterer Herr mit Samtjackett und Einstechtuch. Zumaldest dachte ich, dass das der größtmögliche Kontrast sein müsste, bis kurz vor Ende der Auktion ein Pärchen in Bademänteln auf dem obersten Rang auftauchte. Gelassen schlenderten sie zur Mitte der ersten Reihe, als wären sie im Ruheraum ihrer Lieblingstherme. Und dann spürte ich links von ihnen dieses Augenpaar, das mich ansah.

Sämtliche Zuschauer hatten ihre Blicke entweder auf Valerie oder die Kunst gerichtet, doch eine einzelne junge Frau beobachtete mich. Sie stand an der linken Seite des obersten Ranges. Wie ich trug sie eine Seabird Uniform. Zierlicher Körper, kurzes blondes Strubbelhaar, rundes Gesicht. Ihr Blick tastete auf mir wie kühle Finger an einem Sommertag. Ein prickelndes Gefühl. Dezent nickte ich ihr zu. Sie lächelte mich an, drehte sich aber kurz darauf um und verließ mit geschmeidigen Bewegungen über die Treppe den Theatersaal. Kurz starre ich der Erinnerung ihrer Bewegung hinterher. In welcher Abteilung sie wohl arbeitete?

Der Typ im Bademantel flözte mittlerweile wie ein fetter Caesar in der Kaiserloge des Kolosseums breitbeinig neben seiner cocktailschlüpfenden Frau. Genugtuung in Frottee gehüllt. Und dann plötzlich sah ich es durch die gläserne Balustrade baumeln. In voller Pracht und voller Länge, unverkennbar zwischen den Schenkeln des Mannes.

Meine erste Auktion und fast wäre alles glatt gelaufen, doch jetzt starrte ich hypnotisiert – wie einige Stunden zuvor den tanzenden Bleistift – das baumelnde Glied dieses Mannes an: Mein erster Auktionspenis.

„Und wenn wir dann bitte zum nächsten Kunstwerk kommen könnten.“ Valeris Stimme zischte von weit her in meine Trance. Sie hatte sich zu mir umgedreht, ihre zusammengekniffenen Augen fixierten mich. Erschrocken fummelte ich an der Fernbedienung des Beamers und bemerkte erst viel zu spät, dass ich sie verkehrt her-

um hielt. Aus Versehen hatte ich zwei Bilder zurück, anstatt eines nach vorn geschaltet. Als ich meinen Fehler in aller Hektik korrigieren wollte, drückte ich abermals eine falsche Taste. Daraufhin schloss sich die komplette Präsentation und der Desktophintergrund des Galerielaptops erschien auf der Theaterleinwand.

„Ich bitte die Unannehmlichkeiten zu entschuldigen. Vielleicht leidet heute sogar die Technik unter Seekrankheit“, säuselte Valerie in ihr Mikrofon, was die Zuschauer mit einem leisen Kichern honorierten. Mit heißem Kopf stürzte ich zum Computer am vorderen Bühnenrand und sorgte für Ordnung in meiner Assistentenmisere. Als ich mich anschließend schweißgebadet wieder auf meinem Stehplatz einfand, war das Bademantelpärchen verschwunden. Alles was blieb, war eine große Lücke, wo vorher der Penis hing.

Bademäntel gehören in den Spa- und Poolbereich und auch nur in den Spa- und Poolbereich.



Joseph: Zuhause

Ich bin nie besonders stolz auf meine Heimat gewesen. Rumänien, das Zentrum der bemitleidenswerten Hälften Europas, nichts als Zigeuner, Blechhütten, klappige Autos und grüne Berge. In Griechenland und Italien lag alle drei Meter ein kulturhistorischer Meilenstein, Spanien und Frankreich warben mit Stieren und Wein. Und Deutschland, Deutschland hatte einfach alles im Überfluss, ein kleines Land, das die halbe Welt regierte. Alles was wir in meinem Dorf im Überfluss hatten, waren Hunde. Kleine und große, behindert, verstümmelt, unterernährt und manchmal aggressiv, angekettet oder freilaufend auf der einen Straße, die quer durch die Landschaft bis nach Ungarn führte. Hin und wieder drängten sich an ihr einzelne Häuser wie die aufgefädelen Stücke eines übergroßen Schaschlik-Spießes. Ich bin in einem Abschnitt mit genau 27 Häusern aufgewachsen. Eines davon gehörte meinem Vater. Es war ein alter Stall, den er zu einer Werkstatt umgebaut hatte, die gleichzeitig unser Wohnzimmer war und als Anbau drei Schlafzimmer sowie Bad und Küche beherbergte. Jeden Nachmittag saß ich vor der Werkstatt, baute Männchen aus alten Metallstücken und warf mit rostigen Schrauben nach den Hunden auf der Straße, die jaulend davonrannten und doch immer wieder kamen, während mein älterer Bruder stundenlang mit seinem Auto in der Gegend rumfuhr, als suche er einen Ausweg aus unserem Leben.

Bis zu meinem achten Lebensjahr war das alles, was ich kannte. 27 Häuser, die Werkstatt, mein Bruder, der ständig

weg war und das Zigeunerlager, das sich neben unserem Dorf in die Landschaft gedrängt hatte. Dort lebten sie in Blechhütten und unter Plastikplanen, trugen bunte, löchrige Klamotten – abends wanderten ihre Lieder zu uns ins Dorf, tagsüber kamen sie und bettelten nach Arbeit und Essen, von dem wir in unserer Familie immer reichlich hatten. Im Vergleich zu ihnen hatte ich mich ziemlich privilegiert gefühlt, bis mein Vater für die Werkstatt einen Fernseher kaufte. Tagsüber tanzten ununterbrochen die aktuell populären Sänger in Musikvideos über die Mattscheibe, doch abends, wenn es dunkel wurde und mein Bruder von seinen Streifzügen zurückkehrte, schauten wir gemeinsam englische Serien mit rumänischen Untertiteln. Und obwohl ich noch nicht richtig lesen konnte, begriff ich, dass meine Umgebung im Vergleich zu den westlichen Luxuswelten in unserem Fernseher ziemlich armelig bestückt und gar nicht so sehr anders als die der Zigeuner war.

Im gleichen Jahr startete der Englischunterricht an meiner Schule. Nur wer Englisch spricht, prophezeite unsere Lehrerin, wird etwas in dieser Welt. *English is your foundation for the future.* Auch meine Mutter konnte Englisch, weshalb sie schon seit Jahren nicht mehr bei uns lebte. Auf der Suche nach einem Job hatte sie drei Länder durchquert, bis sie zwischen römisch-antiken Stolpersteinen in einem Hotel eine Anstellung als Zimmermädchen fand. Ich sah sie nur an Weihnachten und manchmal zu Ostern und irgendwann gar nicht mehr. Somit bot mir mein Lebensweg im Schaschlikspieß ungefähr so viel Perspektive wie den zwanzig Hunden vor unserem Haus, die sich um die wenigen freien Plätze zum Kacken stritten.

Als ich zwölf war und meine Mutter seit mindestens drei Jahren nicht mehr gesehen hatte, zog Dina bei uns ein. Sie war 20 Jahre jünger als mein Vater und arbeitete im Friseursalon ein ganzes Stück die Straße runter. Sie war nett, kochte mehrmals pro Woche frittiertes Huhn mit *Mămăligă*, eine typisch rumänische Maispolenta und schrie einmal am Tag beim Sex durchs ganze Haus. *Un om nu are nevoie de mult, dar are nevoie de o femeie ca Dina a mea.* „Ein Mann braucht nicht viel, aber er braucht eine Frau wie meine Dina“, erklärte unser Vater oft, kniff der jauchzenden Dina in den prallen Po und stopfte sich ein Stück fettiges Huhn in den Mund. Den Rest bekamen anschließend die Hunde, die nach einer Weile genauso auseinanderdingen wie mein Vater.

Mein Bruder nahm diesen Ratschlag ziemlich ernst und war schließlich auch der Meinung, gerade Dina an seiner Seite zu benötigen. Monatelang schrie sie zweimal pro Tag durchs Haus, bis unser Vater davon mitbekam, die beiden rauswarf und Dina durch Geta aus der Fleischerei ersetzte.

Ich war damals vierzehn und hoffte auf eine Karriere beim Militär: Aus Hubschraubern springen, durch den Dschungel robben, Hauptsache weg. Stundenlang phantasierte ich davon, wie ich an der Seite von Mister-T Opfer des Gesetzes zur Freiheit verhalf oder zusammen mit Hawkeye im Feldlager von MASH allerhand Blödsinn anstellte und in jedem Fall als Nationalheld zurückkehren würde. Manchmal dachte ich dann auch an Nataša. Wie sie mich, den vermissten Heimkehrer, überschwänglich umarmte und unter leidenschaftlichen Küssem sofort ins Schlafzimmer zog.

Nataša war das schönste Mädchen in unserer Klasse und das erste mit richtigen Brüsten. Im Unterricht verfing sich mein Blick jeden Tag aufs Neue in ihren Haaren, die über ihre Schultern flossen wie dunkle Schokolade. Damals träumte sie von einer Schauspielkarriere und ich hätte ihr jede Hauptrolle gegeben. Doch zur gleichen Zeit, in der sich bei den Mädchen die T-Shirts wölbten, entschloss sich auch mein Gesicht kleine Beulen anzusetzen, die bis ich ungefähr 20 war, wie kleine Sirenen jede Frau auf Abstand hielten. Was aber kaum eine Rolle spielte, da wir beim Militär, dem ich gleich nach der Schule beitrat, ausschließlich Männer waren.

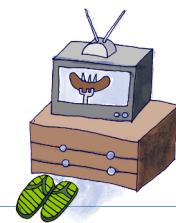
Nataša hatte ich zufällig auf einer Party in Bukarest wiedergetroffen. In die weichen Züge ihres Gesichtes hatte sich eine herbe Strenge geschlichen. Trotzdem hatte ich sie sofort erkannt, während sie überhaupt nicht wusste, wer ich war, bis unser ehemaliger Mitschüler ein altes Klassenfoto hervorkramte. Ich pummelig mit Pickeln und Oberlippenpflaum, sie klein mit Busen, der immer noch größer war als meine Hände erfassen konnten.

Aus heutiger Perspektive ist es kaum überraschend, dass ich sie schon in unseren ersten Nächten schwängerte. Mein damaliges Wissen über Geschlechtsverkehr beschränkte sich auf nächtliche Softpornofilme und zwei Stripperinnen, die sich an der Basis von einem Offizier auf der Bühne haben befriedigen lassen, während wir Kameraden johlend danebenstanden. Natürlich wollte sie heiraten, wollte, dass ich aus dem Militär austrete, wollte, dass ich für die Familie da bin. Familie, diese genetisch konstruierte Zusammengehörigkeit, in der sich das Individuum zum Wohle des Ganzen aufzulösen hat. Als guter

Soldat war ich es gewohnt, Anweisungen zu befolgen, was Natašas Vorstellungen von einem guten Ehemann absolut zugutekam.

Mein Bruder hatte unterdessen Dina geheiratet, drei Kinder mit ihr in die Welt gebracht und nach dem Herzinfarkt unseres Vaters die Werkstatt übernommen. Somit enden seine Ausflüge noch immer dort, wo sie seit je her begonnen hatten, während das Schiff mich um den ganzen Erdball fuhr.

*Fernsehen holt die Ferne
ins Haus, bei Kreuzfahrten
ist es genau umgekehrt.*



Maya: Karriere Kreuzfahrt

Meine Entscheidung, bei Seabird zu arbeiten, entstand nicht ganz plötzlich. Vielmehr bekam ich die Idee, als ich zehn Jahre zuvor selbst mit meinen Eltern eine Kreuzfahrt gemacht hatte. Sie hatten Ewigkeiten für diese Reise gespart. Während meine Klassenkameraden früher schon die halbe Welt bereisten, bestand Urlaub bei uns normalerweise aus Campen an der Ostsee. Meine Eltern mussten Gehaltsökonomisch denken und hatten sich für